

senschaften, insbesondere jene, die sich mit dem Themenfeld Arbeit und internationale Zusammenarbeit befassen.

Julia Grulich

Sabine Hark/Johanna Hofbauer (Hrsg.): **Vermessene Räume, gespannte Beziehungen. Unternehmerische Universitäten und Geschlechterdynamiken.** Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2018, 388 S., € 22

Zur unternehmerischen Hochschule und den damit einhergehenden Reformen und neuen Governancestrukturen hat sich die Geschlechterforschung bereits früh geäußert und verschiedentlich positioniert. Dabei spielte zunächst die Frage eine wesentliche Rolle, inwiefern sich die unternehmerischen Logiken von Wettbewerb und Konkurrenz (auch in die wissenschaftlich anschlussfähige Formel »Exzellenz« verpackt) und die Umbildung der Universitäten zu managerial geführten Organisationen direkt auf das Geschlechterverhältnis an Hochschulen auswirken.

Der Sammelband von *Sabine Hark* und *Johanna Hofbauer* greift die daraus entstandene Diskussion auf, fasst jedoch an einem anderen Ende an. Der Fokus des Bandes liegt darauf, »europaweite Hochschultransformationsprozesse bewusst unter der Perspektive vergleichender Vermessung« (16) zu betrachten, da diese den Wandel letztlich ausmachen. Ein wichtiges Ziel ist es, Hochschulforschung und Geschlechterforschung darüber »ins Gespräch zu bringen« (19) und einen Beitrag zur kritischen Wissenschafts- und Hoch-

schulforschung zu leisten. Wie schon im Titel anklingt, werden hierzu die Instrumente unter die Lupe genommen, mit denen die unternehmerische Hochschule operiert. »Gefragt wird«, so die Herausgeberinnen, »wie Controlling und eine zunehmende metrisierende Leistungserfassung und -beurteilung die Bedingungen für wissenschaftliche Arbeit, Chancengleichheit und Geschlechtergerechtigkeit an Universitäten verändern [...]. Gefragt wird aber auch nach den Spielräumen für die geschlechtergerechte Ausgestaltung von Wissenschaft und Forschung in der solcherart vermessenen Hochschule.« (22f.) Dieses Spannungsverhältnis der einerseits eingeschränkten, vermessenen Räume und der Eröffnung möglicher Chancen, die aus den Reformen für die Geschlechterforschung erwachsen, durchzieht die Beiträge des Bandes mit jeweils eigener Akzentsetzung und in unterschiedlicher Ausprägung.

Das sorgfältig edierte Buch wird gerahmt durch eine ausführliche Einleitung und einen resümierenden Schlussbeitrag der beiden Herausgeberinnen. Die vier Schwerpunkte, in die es aufgeteilt ist, spiegeln die »Kernthemen in der Debatte« (26) wider: Erstens die Ebene des (Gender-)Wissens und seiner Legitimierung, zweitens die Standards der Leistungsbeurteilung und ihre Verwobenheit mit Geschlechterungleichheit, drittens die neuen Bedingungen für Gleichstellung und Diversity Management und viertens den Aspekt der (akademischen) Sorgearbeit und den Folgen seiner Ausblendung. Der Band umfasst vorwiegend Beiträge von Autorinnen, die gemeinsam in dem D-A-CH-Forschungsverbund »Entrepreneurial University and Gender-

Change: Arbeit – Organisation – Wissen« gearbeitet haben und neue Ergebnisse aus ihren empirischen Projekten vorweisen.

Zum ersten Kernthema »Vermessung und Demarkation legitimen Wissens« steuern *Gudrun-Axeli Knapp* und *Gabriele Griffin* als Nichtmitglieder des Forschungsverbunds jeweils einen Aufsatz bei. Während Knapp aus einer kritisch-theoretischen Perspektive Widersprüche und Paradoxien des akademischen Feminismus beleuchtet – der, so eines ihrer Argumente, in seiner neuen Form der »Gender Studies« passfähig für die vermessene Hochschule wurde, sich jedoch gleichzeitig seines Potenzials der »dissidente(n) Partizipation« (68) beraubt hat – führt Griffin recht erfrischend einen sehr praktischen Zugriff feministischer Intervention ein, indem sie die britische Version der unternehmerischen Universität auf Möglichkeiten abklopft, »die Feministinnen erkennen und nutzen können« (74), indem sie die »Logik der Audit-Kultur« (96) für ihre Zwecke dienlich machen. In ihrem sehr aufschlussreichen Beitrag zur Institutionalisierung von Gender-Studies-Studiengängen kommen auch *Aline Oloff*, *Anja Rozwandowicz* und *Susanne Sackl-Sharif* zu dem optimistischen Schluss, dass »Gender Studies im Kontext der unternehmerisch reformierten Universität kaum noch legitimationsbedürftig« (114) sind, gerade weil es hier nicht mehr auf Inhalte, sondern auf Zahlen ankomme. Allerdings zeigen sie sehr deutlich, dass Gender-Studies-Studiengänge unter dem »Gebot der Kostenneutralität« (114) arbeiten müssen, was zu einer paradoxen Situation führt: Gerade ihre »prekären Existenzbedingungen« haben die Gen-

der Studies zum institutionellen Erfolg geführt, worunter jedoch der eigene Anspruch an die Studiengänge häufig leidet (vgl. 126f.). Das Leiden und das »strukturelle Scheitern« der Frauen- und Geschlechterforschung unter den Bedingungen des Wettbewerbs thematisiert auch *Heike Kahlert* in ihrem Beitrag, der wesentlich pessimistischer argumentiert. Wie die geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer sei auch die Geschlechterforschung »unter unternehmerischen Bedingungen einem erhöhten Legitimationsdruck bezüglich ihrer Existenz ausgesetzt« – sie könne diesem jedoch gleichzeitig besonders schlecht standhalten, da ihre Kriterien, Arbeitsweisen und Kollaborationsformen häufig der Exzellenzlogik entgegenlaufen.

Im zweiten Teil, der sich dem Thema Leistungsmaßstäbe widmet, befasst sich der Artikel von *Bettina Heintz* analytisch mit der Objektivität von Bewertungsverfahren in Universität und Wissenschaft. Das von der Autorin wiederholt vorgebrachte Argument, die Hochschule als Organisation folge einer anderen Logik als die Wissenschaft als »System« (vgl. etwa 171f.), spart dabei konsequent die Frage der Macht- und Herrschaftsbeziehungen in beiden Bereichen aus. Der Beitrag lobt das Vermessen in Form von Formalisierung, Standardisierung und Depersonalisierung als Möglichkeiten, Geschlechtereffekte bei der Leistungsvermessung zu unterlaufen. Dem gegenüber betrachten *Katharina Kreissl*, *Johanna Hofbauer*, *Birgit Sauer* und *Angelika Striedinger* das Quantifizieren und Messen bereits selbst als »Regierungstechniken im Foucault'schen Sinne« (190). Sie beziehen dabei sowohl die organisatio-

nale Seite als auch die »Formen der Selbstregierung durch die Wissenschaftler*innen« (191) mit ein. Während Heintz Kontextbedingungen auszusuchen sucht, weisen Kreissl et al. nach, dass sie in der Praxis nach wie vor wirksam sind – trotz oder gerade aufgrund unterschiedlicher neuer Steuerungsformen und objektivierender Leistungsvermessung. *Ilse Costas* und *Stephanie Michalczyk* gehen »Unterschieden in den Subjektvierungsprozessen hinsichtlich geschlechterdifferierender Effekte zwischen Deutschland und Frankreich« (237) nach. Ihre Analyse der Interviews mit Wissenschaftler*innen aus beiden Ländern kommt zu dem Ergebnis, dass die Angleichung an die »Denk- und Handlungspraxen« (238) der unternehmerischen und wettbewerblichen Universität für Wissenschaftlerinnen in beiden Ländern schwerer zu erfüllen ist als für Wissenschaftler. In Frankreich hilft jedoch – trotz prekärer werdender Stellenlage – die strukturelle Absicherung des dortigen Karriersystems besser über dieses Handycap hinweg.

Sara Ahmed bringt im dritten Teil zu Gleichstellung und Diversity Management die Kategorie »race« ins Spiel. Die interessante Frage Ahmeds, wie es dazu kam, dass »race equality« Teil der neuen »Performance-Kultur« (244) an britischen Hochschulen wurde, führt schließlich zu dem Argument, dass Gleichstellung durch ihre Teilnahme an managerialer Performance-Kultur auch »Anteil daran haben kann, Ungleichbehandlung zu verschleiern« (280). Die Autorin zieht daraus jedoch nicht die Konsequenz, es sei besser, sich aus entsprechenden Policy-Verfahren herauszuhalten, da die institutionelle Wir-

kung nicht nur in der Vereinnahmung von Gleichstellungszielen, sondern auch in ihrer Ermöglichung gesehen werden müsse. Ähnlich weisen *Julia Nentwich* und *Ursula Offenberger* aus übersetzungstheoretischer Perspektive darauf hin, dass hochschulische Gleichstellungsreformen nicht »ohne den Verrat an der Idee« auskommen. Fassaden und organisationale »Heuchelei« (292) werden von den Autorinnen als »produktive Kräfte« vorgestellt, die genutzt werden können. Allerdings braucht es dazu Verbündete, z. B. den Exzellenzdiskurs, der sich für die Notwendigkeit von Chancengleichheit in Dienst nehmen lässt.

Der vierte Teil nimmt schließlich die Arbeiten und Leistungen in den Blick, die unvermessen bleiben und damit zumeist unsichtbar: Sorge und Selbstsorge. *Kendra Briken*, *Birgit Blättel-Mink*, *Alexandra Rau* und *Tilla Siegel* rücken die selten thematisierte Care-Arbeit, »die der akademischen Arbeit inneohnt« (312) ins Zentrum. Reproduktive Arbeit (z. B. Lehre und Betreuung des wissenschaftlichen Nachwuchses) unsichtbar zu machen, ist an Hochschulen bereits Tradition. Durch die Einführung der neuen »Vermessungstechniken« (318) wird der Care-Aspekt akademischer Arbeit zusätzlich ökonomisiert und parzelliert, bei gleichzeitig weiterbestehender Nicht-Anerkennung. Dies führe zu einem »steigenden Druck« und dazu, dass in Beratungsstellen ausgelagerte Sorgearbeit zum feminisierten und abgewerteten Teil akademischen Lebens werde. Das »Leben an der neoliberalen Universität« wird von *Rosalind Gill* dezidiert behandelt, insbesondere die »Überwachungs- und Audit-Kultur« und ihre Auswirkungen

sowie die zunehmende Prekarisierung des wissenschaftlichen Personals (347). Sie lenkt die Aufmerksamkeit darauf, »wie diese neuen Systeme sich in uns ausbreiten, unser Selbstbild formen, [...] Kollektivität und Zusammenarbeit aushöhlen und Konkurrenz fördern.« (370) Solidarität – eine der wichtigsten Grundlagen feministischer Zusammenarbeit – wird so zu einem Luxusgut. Der letzte Teil des Buches wird abgerundet durch den Beitrag von *Johanna Hofbauer* und *Sabine Hark*, die »das Verhältnis von Macht und Metrisierung« (374) auf den Punkt bringen und metrische Kategorien als »Instrumente symbolischer Machtausübung« als solche noch einmal aufgreifen.

Insgesamt vermittelt der Band eine gute Vorstellung von der Heterogenität des Feldes der (hochschulbezogenen) Geschlechterforschung. Im letzten Kapitel fällt auch besonders auf, dass die Herausgeberinnen sich um »differenzierte Analyse« eines Einerseits- und Andererseitsbemühen. »Handlungsspielräume« (383) für feministische Intervention sollen nicht aus dem Auge verloren und gleichzeitig der kritische Blick erhalten werden, der sich auf neoliberalen Leistungs- und Wettbewerbsdiskurse und -praktiken richtet.

Sandra Beaufaj's

Beate Kortendiek / Birgit Riegraf / Katja Sabisch (Hrsg.): **Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung**. 2 Bde. Wiesbaden: Springer VS 2019. 1.566 S., € 149,99

Die Geschlechterforschung ist – so schreiben die Herausgeberinnen – seit ihrer Entstehung in den 1970er-Jahren zu einem »sehr lebendigen, produktiven und eigenständigen« (v) Forschungsgebiet herangewachsen, über dessen Vielfalt sie mit dem vorliegenden zweibändigen Handbuch einen fundierten Überblick geben möchten. Autor_innen verschiedener Herkunftsdisziplinen gehen in kurzen Überblicksartikeln der »Frage nach der Bedeutung von Geschlecht in gesellschaftlichen, politischen und sozialen, kulturellen sowie epistemischen Kontexten« nach, versuchen, den »Stand der Geschlechterforschung im deutschsprachigen Raum« darzustellen und Leser_innen dabei zu helfen, »mögliche eigene disziplinäre Verengungen zu hinterfragen« (v). Jeder Beitrag ist mit einer Inhaltsübersicht, einem kurzen Abstract sowie mehreren Schlagwörtern versehen. Am Ende des zweiten Bandes findet sich ein Verzeichnis aller Autor_innen mit Affiliationen, allerdings ohne deren disziplinäre (Selbst-)Verortung. Leider fehlt ein Register, das geholfen hätte, zentrale Begrifflichkeiten gezielt nachschlagen zu können, zudem wären Querverweise zwischen einzelnen Artikeln hilfreich gewesen, um ein Weiterlesen und Vertiefen anzuregen.

Thematisch gliedert sich das Handbuch in sieben Teile; die Entscheidung für die Schwerpunkte bezeichnen die Herausgeberinnen im Vorwort als »konstruktiven Prozess im besten Sinne« (v),